

Erinnerung an Otto Hahn

Enthüllung einer Gedenktafel
am Hause Altensteinstraße 48
und Benennung des Otto-Hahn-Platzes
am 26. November 1982



Duncker & Humblot · Berlin

UNIVERSITÄTSREDEN

HEFT 4

Erinnerung an Otto Hahn

Enthüllung einer Gedenktafel
am Hause Altensteinstraße 48
und Benennung des Otto-Hahn-Platzes
am 26. November 1982



DUNCKER & HUMBLOT/BERLIN

Alle Rechte vorbehalten
© 1983 Duncker & Humblot, Berlin 41
Gedruckt 1983 bei Berliner Buchdruckerei Union GmbH., Berlin 61
Printed in Germany
ISBN 3 428 05472 5

EBERHARD LÄMMERT

Sehr geehrte Angehörige Otto Hahns, Herr Bürgermeister Klemann, meine Abgeordneten und Stadträte, lieber Herr Lüst und mit Ihnen alle Vertreter der uns befreundeten Institute der Max-Planck-Gesellschaft, lieber Herr Käding, der Sie als Schüler Otto Hahns zu uns sprechen werden, sehr geehrte Abgeordnete und Vertreter des Senats von Berlin, liebe Gäste, Freunde und Angehörige der Freien Universität Berlin, meine Damen und Herren!

Sie alle sind gekommen, um den Tag einer neuerlichen und noch engeren Verbindung der Freien Universität und des Bezirks Zehlendorf mit einem Gelehrten zu begehen, der hier in Dahlem seine Arbeit tat und der von hier aus der Welt Erkenntnisse überantwortete, deren Verarbeitung und Bewältigung für das fernere menschliche Zusammenleben noch heute zu unseren vordringlichen Sorgen gehören.

Als die Freie Universität im Jahre 1948 gegründet wurde und ihre erste Bleibe in der Boltzmannstraße fand, die nach dem Namen eines anderen großen Physikers benannt ist, da bedeutete dies einen Bruch mit der ihrer Tradition entfremdeten Universität Unter den Linden und zugleich eine Behütung und Fortsetzung der Aufgabe, die deren Begründer Wilhelm von Humboldt ihr einst gesetzt hatte: der Aufgabe, eine Stätte der freien Forschung und der humanen Bildung zu sein. Jene Universität Unter den Linden hatte nach dem Zweiten Weltkrieg den Namen Humboldts eben zu dem Zeitpunkt angenommen, da sie mit der Übernahme eines doktrinären Erziehungssystems aufhörte, ihn zu verdienen. Die Freie Universität indessen fand in Dahlem nicht nur deshalb ihren Ort, weil hier im eingeschlossenen Berlin noch freie Flächen verfügbar schienen — viel weniger als sie

tatsächlich brauchte, wie sich später herausstellte —; es zog ihre Gründer auch deshalb nach Dahlem, weil unter der Weitsicht der preußischen Wissenschaftsverwaltung und der Rektoren der alten Friedrich-Wilhelms-Universität, vor allem durch Althoff und von Harnack, die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften hier kurz vor dem Ersten Weltkrieg ihre ersten großen Institute errichtet und damit unter anderem Berlin zu einem Ort von unvergleichlicher Konzentration der physikalisch-chemischen Forschung in der Welt gemacht hatte. Es war ein Trost und zugleich eine nicht leichte Bürde für eine neue Institution, so in die Ruinen einer großen Vergangenheit hineingepflanzt zu werden, einer Vergangenheit, die sie zugleich fortzuführen und zu überwinden hatte. Fortzuführen in der gewissenhaften Wiederaufnahme selbstverantwortlicher wissenschaftlicher Arbeit, zu überwinden nach aller politischen und moralischen Zerstörung, die das nationalsozialistische Gewaltregiment ihr in Deutschland und in aller Welt bereitet hat.

Der tiefe Einschnitt in die Geschichte, von dem auch die Gründung der Freien Universität Berlin ein Zeugnis ist, und der seither immer raschere Wandel unserer gesamten Lebensverhältnisse und auch der wissenschaftlichen Erkenntnisse, die ihn verursachen und begleiten, hat uns wenig angehalten, uns an Vorbildern zu orientieren. Zu übergänglich werden uns auch die bedeutenden Arbeiten einzelner Wissenschaftler, und zu massenhaft und zu rasch wird der Umsatz wissenschaftlicher Erkenntnisse, als daß wir leicht Ruhepunkte der Orientierung fänden, die uns doch wohltäten, um unsere eigenen Maßstäbe an ihnen zu prüfen.

Die alten Universitäten tragen ihre Namen allermeist nach ihren fürstlichen Gründern aus der Zeit, da die Bevölkerung eines Landes sich in ihren Fürstenhäusern repräsentiert sah. Demokratien haben es ungleich schwerer, sich in einzelnen Bürgern repräsentiert zu sehen: Die vergeblichen Anläufe, in denen deutsche Universitäten seit 1945 ihre Namen mit wissenschaftlichen, literarischen oder politischen Vorkämpfern demokratischer Menschenrechte verbinden wollten, legen davon ein deutliches Zeugnis ab. Dennoch bedarf es solcher Orientierung an einzelnen, die mit ihrem Leben und Wirken für die Zukunft

Maßstäbe setzten, heute so gut wie in früheren Zeiten, und wenn wir in einer Demokratie, die ihren Bestand auf die freie Meinung und auf die Selbstverantwortung ihrer Bürger gründet, auch in der Wahl solcher Vorbilder frei sind, dann ist uns damit auch die Pflicht auferlegt, eine solche Wahl vor uns selbst und vor anderen eigens zu begründen.

Otto Hahn gehört mit Albert Einstein, mit Max von Laue und mit Lise Meitner, deren gemeinsames Geburtsjahr wir vor drei Jahren in Berlin feierten, und mit ihrem wenig älteren Freund und Förderer Max Planck zu denen, die in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts in Berlin das „Goldene Zeitalter der Physik“ heraufführten. Die Überschreitung der klassischen Physik zu einer kosmischen Physik — so der Titel der Antrittsvorlesung von Lise Meitner und der Rahmen von Einsteins Relativitätstheorie — und zur Atomphysik, mit den Arbeiten von Max Planck und Otto Hahn, hat nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Wirtschaft und der Politik rund um den Erdball ein neues Gesicht gegeben. Die Labor- und die Schreibtischarbeit aber, die zu solchen Veränderungen führte, geschah keineswegs im Höhenflug solcher globalen Erwartungen. Sie war exakte und mühevoll Kleinarbeit, ein Schritt-für-Schritt-Vordringen ins Unbekannte: Sie kannte den beseligenden Moment der Bestätigung einer vorgefaßten Hypothese und die zurückwerfende Enttäuschung fehlgeschlagener Versuchsreihen: Ihre Triebkraft waren Neugier und Erkenntnislust, und wäre die Weltveränderung von vornherein ihr erklärtes Ziel gewesen: man kann fast sicher gehen in der Annahme, sie hätte es nicht erreicht.

Heute, da die wissenschaftliche Arbeit auf mehr als einem Gebiet über die Beherrschung der Natur hinaus vordringt zu der Möglichkeit, den Menschen zu verändern und das Überleben der Menschheit mit zu bestimmen, ist viel die Rede von der Pflicht des Wissenschaftlers zur Folgenabschätzung und zur Verantwortung für den Erkenntnisfortschritt selbst. An der Arbeit Otto Hahns und an seiner Wahrnehmung dieser Verantwortung läßt sich der Sinn, aber auch die oft pauschale Großspurigkeit dieser Forderung ermessen, und dies ist einer der Anlässe, ihre Vorbildlichkeit für uns zu prüfen.